

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 48.

Sonntag, den 29. November

1914

Wie Fritz Grifoleit einen Russen gefangennahm.

Skizze von Max Born.

(Nachdruck verboten.)

„Vater, ich glaub', es wäre kein Verbrechen, wenn man in dieser Zeit seinen Geburtschein fälschte. Am ersten September werde ich sechzehn Jahre. Du könntest als Gemeindevorsteher doch leicht das Geburtsjahr ändern. Schreib' statt 98 97, und ich werde angenommen als Freiwilliger. Es geschieht doch fürs Vaterland, für die große Sache, darum ist nichts dabei.“

So spricht der Sekundaner Fritz Grifoleit, des Wittmoorer Schulzen Jüngster, allen Ernstes zu seinem gestrengen Vater. Der schüttelt den grauen Kopf:

„Plagt dich der Teufel, Junge? Willst du mich zu einer Urkundenfälschung verleiten? Ob Krieg, oder Frieden, das wäre Betrug! Und nun schlage dir die Idee endlich aus dem Kopf. Sei froh, daß deine Ferien verlängert sind und du dich hier nützlich machen darfst. Das geschieht doch auch fürs Vaterland.“

„Pah, was ich hier leiste an Schreibarbeit und auf dem Felde, das kann jeder Krüppel tun. Vater, es hat sich doch so mancher eingeschmuggelt, der noch nicht siebzehn ist. Und ich bin kräftig und gesund. Auf die zwei Zentimeter, die mir am Maß noch fehlen, kommt es nicht an. Du hattest siebzig auch gerade erst das Alter erreicht. — Drei Brüder im Felde, und selber hinter dem Ofen hocken müssen, das ist eine Höllestrafe.“

„Jungchen, bist ja ein tapferer Kerl, das gebe ich zu und verstehe deinen Kummer auch. Aber es geht doch nun mal nicht. Auf Mogeleyen lasse ich mich nicht ein. Was würde denn dein Direktor sagen? Noch hast du dein Einjähriges nicht. Und nachher würdest du es niemals kriegen, denn dann wärest du zu sehr raus. Also gib dich zufrieden.“

Da tritt die Mutter mit verweinten Augen — die hat sie jetzt immer — ins Zimmer und stöhnt:

„Wieder kein Brief, keine Feldpostkarte! O Gott, o Gott, meine Jungs! Ich glaube, sie leben alle drei nicht mehr. Jetzt halte ich diese Ungewißheit nicht länger aus.“

„Aber, Mutter,“ sucht Grifoleit die nun heftig Schluchzende zu beruhigen, „Mutter, wenn einer von ihnen gefallen oder verwundet wäre, dann hätten wir schon ein Telegramm. So gedulde dich doch nur. Das ist mit dem Schreiben im Felde nicht so einfach. Und die Feldpost ist gar so überbietet. Immer ruhig Blut und festes Gottvertrauen!“

„Ja, das sagst du so. Ihr Männer fühlt so etwas nicht. Und dann sollst du nur hören, was der Briefträger berichtet: Vom Sandberg aus sieht man es überall brennen im Osten. Wie

die Teufel haben die Russen gehaust im Grenzgebiet. Einem Schmied sollen sie die Zunge mit seiner glühenden Zange aus dem Munde gerissen haben. Förster Bezlow wurde erschossen. Zwei Frauen verbrannt. Und die Kinder, die armen Würmer!“

Noch ist sie nicht zu Ende mit ihrer Litanei, da sprengt der Amtsvorsteher Sudermann auf den Hof. — Wie Seifenschaum spritzt es von den fliegenden Planen seines Brauns. „Grifoleit,“ ruft der alte Herr mit heiserer Stimme, „es hilft nichts: das Dorf muß geräumt werden. Der Landrat hat's angeordnet. Sorgen Sie dafür, daß zunächst die Frauen und Kinder in Sicherheit kommen — nach der Stadt vorläufig. Unsere paar Männchen mußten zurück, trotzdem sie wie die Löwen gekämpft haben gegen hundertfache Uebermacht. Aber nur keine Bange, Verstärkung ist im Anmarsch! Wir zahlen's den Banditen mit Zinsen zurück!“

Nichts vermag den Gemeindevorsteher aus seiner Ruhe zu bringen. Gelassen erwidert er:

„Soll geschehen, Herr Amtsvorsteher. Ich werde meinen Posten nicht verlassen.“

„Gut, Grifoleit. — Morgen!“

Die Schulzenfrau hat ihre Silberfachen und alles Wertvolle bereits gestern fortgeschickt. — Sie ist auf einmal gar nicht mehr kleinnützig und furchtbar. In allem fügt sie sich den vernünftigen Anordnungen ihres Gatten. Sie will sogar, ebenso wie Fritz, an seiner Seite ausharren.

Vollgepackte Wagen rasseln durchs Dorf. Schreiende Kinder, wehklagende Weiber. Jeder sucht zu retten, was in der Eile zu retten ist. Und überall hilft der besonnenen Schulz mit Rat und Tat. Seine eherne Ruhe flößt auch den Verzagtesten Mut ein. Um ihn scharen sich die Männer. Wie ein höheres Wesen erscheint er allen in diesen Stunden der Not.



Prinzessin August Wilhelm von Preußen
beim Besuch Verwundeter in Britz bei Berlin.

Am Nachmittag ist das Dorf geräumt. Die wenigen Zurückbleibenden sehen kühn den Schrecken, die da kommen sollen, entgegen.

In roter Blütenpracht leuchtet die Heide. Graue Dämmerung spinnt um die in stummem Ernst daliegenden Föhrenwälder; von Blut und Rauch gefärbt scheint der Abendhimmel. — Unheimlich schallt des Brüllen versprengter Viehherden herüber aus den Nachbarorten. Hier und da kracht ein Schuß. Brandgeruch erfüllt die laue Abendluft. — Was wird die Nacht bringen? —

Da — ein Reitertrupp! —

Gritoleit steht in seinem schwarzen Rod, das Eisene Kreuz auf der breiten Brust, zum Empfang der ungebeten Gäste bereit. Fritz befindet sich in seiner Nähe. — Einigen der wilden, beutegierigen Gesellen stößt des Gemeindevorstehers ehrfurchtgebietende Redengestalt offenbar Respekt ein, aber die Mehrzahl überhäuft ihn mit wüsten Flüchen und Schmähworten. — Fünfzig Stück Rindvieh, ebensovielen Pferde, hundert Zentner Roggen, Kartoffeln, Mehl, Brot, und was es sonst noch sein mag, soll die Gemeinde sofort liefern. Er, der Vorsteher, habe dafür zu sorgen. Als er erklärt, daß ihm das unmöglich sei, zerrt man ihn zu Boden und fesselt ihn an Händen und Füßen. Verbrennen will man ihn.

Fritz eilt mit flehend erhobenen Händen hinzu: Soll der Vater sterben, so will er mit ihm in den Tod gehen.

Mit Karabinertolben und flachen Klingeln lohnt die entmenschte Horde dem Tapfern seine treue Kindesliebe. — Ohnmächtig bricht Fritz neben dem Vater zusammen.

Neue Scharen rücken heran. — Kein Haus bleibt verschont. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wird vernichtet. — Schon steht der Gutshof in Flammen. Das ganze Dorf soll dem Erdboden gleich gemacht werden. — Doch es kommt nicht dazu: Ein Adjutant sprengt um Mitternacht die Straße heraus, überbringt dem im „Krug“ einquartierten Kommandeur eine Meldung, und fünf Minuten später wird Alarm geblasen.

Die Preußen rücken heran. — Der Feind ergreift die Flucht. — Gritoleit und Fritz sind gerettet. — Kein Menschenleben ist zu beklagen. Auch Frau Gritoleit, die in der Kirche eine Zufluchtsstätte gefunden, darf unverletzt den Morgen schauen. —

Fritz hat zwar das Gefühl, als seien ihm alle Glieder gebrochen, doch er läßt das kaum merken, denn ernstlichen Schaden nahm er ja nicht.

Aber wie sieht es auf dem Schulzenhof, im Schulzenhaus aus! — Alle Fensterscheiben sind zertrümmert. Die Betten liegen zerschnitten auf der Straße, Schränke, Truhen, Tische, Stühle vernichtet, ein unheimliches Durcheinander. Nichts ist in der Speisekammer übriggeblieben. Natürlich wird auch der Keller völlig ausgeplündert sein.

Da lagen ja doch alle die Flaschen mit Frau Gritoleits schönem Johannisbeer- und Apfelwein. Auch ein Fäßchen Rum war dort. O, wie wird den durstigen Kehlen das geschmeckt haben!

Noch ist es nicht möglich, die Treppe hinab zu gelangen, denn Risten und Kisten versperren den Zugang.

Gegen Morgen finden sich Knechte und Mägde vom Schulzenhof nebst einer ganzen Schar anderer Flüchtlinge wieder ein, da überall preussisches Militär gesehen wurde und von einer schweren Niederlage der Russen die Rede ist.

Fritz weilt mit Joseph Proška, einem alten Faktotum, allein im Hause. Die Eltern helfen beim Eintreiben des versprengten Viehs, und sie beide schaffen hier Ordnung, so gut es geht.

Auf einmal poltert Proška mit schreckensbleichem Gesicht in die Stube, wo unser Sekundaner einen Augenblick ruht, und schreit mit bebender Stimme:

„Junger Herr, is sich nich geheier in Haus! Spukt in Keller. Ich her deitlich sprechen da unten und schradliches Gered!“ —

„Gefenfuß!“ erwidert Fritz und eilt sofort auf den Flur. Aber — was ist denn das? — Wahrhaftig — das sind menschliche Laute. — Oder grunzen Schweine da unten? —

„Das müssen wir untersuchen,“ ruft der Gymnasiast aus. „Pach an, Proška! Fort mit den Risten. An Spuk glaube ich nicht.“ —

Nest ist die Treppe frei. — Wieder diese seltsamen Töne,

ununterbrochen. — Schnarchen kann das doch nicht sein? So laut schnarcht doch kein Mensch. —

„Junger Herr, ich geh!“ kein Schritt weiter. Is sich nich geheier!“, damit drückt der Knecht sich in die äußerste Ecke. Kurzentschlossen holt Fritz des Vaters geladenen Revolver und steigt allein in den Keller. — Durch die kleine Luke fällt ein matter Schein herein. Aber das spärliche Licht genügt, um deutlich die Umrisse einer am Boden liegenden menschlichen Gestalt zu erkennen. — Zwischen zerbrochenen Flaschen liegt da in einer Lücke von Rum und Fruchtwein — ein russischer Reitersmann schwerbetrunken in tiefstem Schlummer. Kanonendonner hätte ihn nicht zu wecken vermocht. — Säbel und Karabiner lehnen an der Wand. Einen Augenblick steht Fritz in starrem Staunen da. Aber dann ist sein Entschluß gefaßt und mit strahlendem Gesicht spricht er zu sich selber:

„Du nimmst den Russen gefangen und führst ihn zu den Preußen!“ —

Vor allem ergreift er Besitz von den Waffen. — Dann nach oben, schnell wie der Wind. In Vaters Schreibtisch liegen ja doch die Handschellen. — Hurra, schon hat er sie gefunden, trotzdem alles durcheinander gekramt ist. — So, nun wieder in den Keller! Mag Proška auch nicht mittun; den besoffenen, schlafenden Kerl wird er schon allein dingfest machen.

Nichtig, es gelingt ohne Schwierigkeiten. Erst, als der Russe die Schellen an den Armgelenken hat, wird ihm einigermaßen klar, was eigentlich los ist. Er flucht und wettet fürchterlich, vermag aber nicht allein auf die Beine zu kommen. Sehr nachdrücklich muß Fritz ihn unterstützen. Und dann heißt es: „Pascholl, monsieur Kosak!“ —

Der schußbereit gehaltene Revolver beweist dem Gefangenen, daß die Sache kein Scherz ist. Er torfelt die Treppe hinauf, wird sehr schweigend und taumelt ohne ein Wort des Widerstands in der ihm bezeichneten Richtung vorwärts. — Da ist auch schon eine preussische Patrouille. — Ei, das gibt einen Hauptspäß! —

Wie schauen die Grenadiere das junge Herrchen mit der blauen Klassenmütze erstaunt und bewundernd an, und wie lachen sie, als sie die Geschichte zu hören bekommen! — Fritz Gritoleit hat einen Russen gefangen! —

Der Oberst des Regiments trifft am Abend im Dorf ein und spricht dem jungen Helden seine volle Anerkennung aus. Und Vater Gritoleit ist gar stolz auf seinen Jüngsten. Der aber jammert nicht mehr, daß er zu Hause hat bleiben müssen, denn er hofft jetzt zuverlässig, dem Kaiser auch ohne die graue Uniform noch weitere gute Dienste leisten zu dürfen. —



Prinz Maximilian von Hessen
auf dem Felde der Ehre gefallen.

Der französische Gefangene als deutscher Dichter.

Auf dem Hohenasperg bei Stuttgart weilt zurzeit ein französischer Universitätsprofessor als Kriegsgefangener. Der Gelehrte, der an seiner Heimat-Universität Dozent für deutsche Sprache und Literatur ist, hat kürzlich ein Gedicht in deutscher Sprache verfaßt, das jetzt von Württembergischen Blättern veröffentlicht wird. Die schönen Verse lauten:

Fremdes Volk und fremde Gaue,
Fremde Sprache — ist's ein Traum?
Ich bin wach; doch was ich schaue,
Was ich höre, faß' ich kaum!
War's nicht gestern, als der wilde
Feinde graue Uebermacht
Auf des Vaterlands Gefilden
Uns bedrängt in heißer Schlacht?
Noch tönt mir der Sambre-Meuse
Heller Klang im Ohre nach,
Noch hör' ich das Kampfgetöse,
Der Kanonendonner Sprach' —!
Und aus Feindesfeste blid' ich
Jetzt hinaus in Feindesland,
Tausend heiße Grüße schid' ich
Dahin, wo zum Waldebrand
Sacht die Abendsonn' geglitten —
Dort weit draußen such' ich sie,
Sie, für die ich hab' gestritten:
Meine teure Normandie.

Gleiche Sonn' vom gleichen Himmel
Leuchtet freundlich hier und dort,
Sieht dort auf das Kriegsgetümmel,
Auf Zerstörung, Brand und Mord.
Sieht hier auf ein Land in Frieden,
Das vom Kriege unberührt!
Ach, ich wollt', ihm wär' beschieden,
Was mein Vaterland gespürt!
Beutegierige Barbaren?
Hohes Volk von Trug und Haß?
Frankreichs Untergang seit Jahren
Planend ohne Unterlaß?

Hier nun wohnt es: diese Städte,
Diese Dörfer, dieses Feld?
Nein, mit rohen Händen hätte
Es sie nicht bebaut, bestellt.
Stille, Fleiß und Gottvertrauen,
Heimatliebe atmet sie.
Diese Landschaft anzuschauen,
Schön wie meine Normandie.

Als wir, die gefang'nen Feinde,
Drunten zogen durch die Stadt —
Still und ernst stand die Gemeinde,
Manches Auge Tränen hatt'
Für uns. Rohe Sieger hätten
Mut und Hohn und bitteren Spott;
Doch sie achten auch in Ketten
Uns als Brüder noch vor Gott.
Wer ist's, der den Brand entfachte,
Der dies stolze Volk umloht,
Wer ist's, der uns glauben machte,
Daß es frevelnd uns bedroht? —

Frankreich! Deine Söhne sterben,
Deine Marken sind zerstört
Nicht durch Feindes Schuld, Verderben
Schuf der Freund, der dich betört
Falscher Freund, er raubt für immer,
Was dir Ruhm und Glanz verlieh,
Und es stürzt mit dir in Trümmer,
Meine arme Normandie!

Das Leid.

Skizze von Lh-Dppen.
(Nachdruck verboten.)

Der Wind fuhr durch
den Schornstein hinunter,
klapperte an der Haustür,
ließ die Treppentufen wie
von Schritten knarren und
eilte dann weiter. Wenn
er das Ende des Dorfes
erreicht hatte, setzte er mit
doppelter Kraft ein, so
daß er das letzte und
kleinste Häuschen fast um-
zuwerfen schien. Der Re-
gen fiel ohne Unterlaß zur
Erde.

In dem letzten Hause
war noch Licht. Eine Ker-
ze stand auf dem Tisch und
beleuchtete nur flüchtig das
Zimmer. An einer Wand
waren die Umrisse eines
Bettes nur undeutlich zu
sehen. Auf dem Herd
glühten noch ein paar
Kohlen, die den feuch-
kalten Raum nicht er-
wärmen konnten.

Durch das schadhafte Dach tröpfelte langsam der Regen,
fiel auf den Tisch und lief in kleinen Bächen auf den Fußboden
hinunter.

Nichts rührte sich. Auf der Ofenbank hatte es sich ein Hund
bequem gemacht; der schlief.

Es mochte wohl zehn Uhr sein.

Plötzlich öffnete sich, durch einen starken Windstoß, das
Fenster, und der Sturm versing sich in dem kleinen Räume.

„Oma, Oma, ich fürchte mich, Oma!“

Aus dem Bette richtete sich eine kleine, schwächliche Gestalt
auf, die großen Augen sahen starr auf das geöffnete Fenster.
„Oma, mach' doch 's Fenster zu, ich hab' so Angst Oma,
ich hab' doch so Angst. Flock, komm her, Flock,“ schrie die Kleine,
die Händchen umklammerten die Bettante, der ganze winzige
Körper flog nur so vor Angst hin und her.

Der Hund wachte auf, blinzelte und erhob sich dann langsam.
Mit schleppendem Gang kam er auf das Bett zu. Das Mädchen
streichelte seinen struppigen Rücken und sagte dann wie tröstend:
„Oma kommt bald, Flockchen, die bringt Brot mit und Kartoffeln,
dann gibst's wieder was zu essen, Flockchen.“

Dann stand es auf, schloß ein wenig ängstlich das Fenster
und kroch wieder zähneklappernd ins Bett.

Es legte sich auf den Rücken, die Augen sahen gerade zur
Decke, es dachte nach. Oma war ins Dorf gegangen, um den
letzten Rest von Körben zu verkaufen, damit morgen wieder Brot
im Hause war.

Wie lange sie blieb! Ob es wohl schon Mitternacht war?
Mitternacht! Das war die Zeit der Geister und Mörder. Wenn
jetzt einer käme!



Wolfsgruben und Drahtverhaue,
die unsere Truppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz erstürmt haben.

Die Kleine kroch vor Angst ganz in sich zusammen, die Knie
hatte sie bald bis an das Kinn gezogen. Nach einer Weile schlief
das Kind ein.

Eine Stunde mochte wohl vergangen sein, als sich jemand
dem Hause näherte. Die Schritte waren schwer und unsicher.
Die Tür wurde aufgestoßen und eine alte Frau stolperte
herein.

„Oma, da bist du ja, ist es schon sehr spät?“ Die Kleine
kroch langsam aus dem Bett und lief zur Großmutter. Die sah
starr vor sich hin, hielt sich an der Tischkante fest und schwankte
hin und her.

Das Kind sah die Frau verwundert an; plötzlich hob es das
Händchen.

Braunwein!? „Großmutter, du hast ja getrunken, Groß-
mutter, schäm' dich!“ Die kleine Stimme zitterte vor Entrüstung,
und die Tränen liefen in Bächen über das Gesichtchen.

Die Alte antwortete nichts, erhob sich unsicher und warf
sich mit Kleidern und Schuhen auf das Bett. Das Kind stand
noch auf demselben Fleck, die bloßen Füße zitterten auf dem
feuchten Holzboden.

Plötzlich schluchzte es laut auf und warf sich auf die Ofenbank.
Der Hund sprang erschrocken auf die Erde, reckte sich und
schnupperte in der Luft.

„Der merkt's auch,“ schluchzte die Kleine vor sich, „ich bleib'
nicht hier, ich schäm' mich ja schier tot.“

Am anderen Morgen wachte die Alte zuerst auf, sah im
ersten Augenblicke verwundert auf ihre Kleidung und dann auf
das schlafende Kind auf der Ofenbank. Dann fiel ihr plötzlich
alles ein.

Beim Kronenwirt war
sie gewesen, um Körbe zu
verkaufen, und dort hatten
die Alten und Jungen sie
gereizt, warum, das wußte
sie auch nicht, bis sie,
scheinbar gleichgültig, sich
an einen Tisch gesetzt hatte
und ein Glas Braunwein
getrunken hatte. Da war
der Jubel groß gewesen,
man fing an, ihr ein Glas
nach dem andern zu fre-
denzen, bis sie, ihrer Sinne
nicht mehr mächtig, aus
dem Wirtshaus hinaus in
die Nacht gelaufen war.
Zu Hause angekommen,
war die Geste noch wach
gewesen und hatte ge-
weint, das wußte sie noch.

Sie stand auf. Der
Kopf schmerzte, die Gli-
eder waren ihr wie zer-
schlagen, und die Spiegel-
scheibe an der Wand zeigte
ihr ein graues, schwam-
miges Gesicht.

Nachdem sie ihre Klei-
dung in Ordnung ge-
bracht hatte, ging sie leise
auf ihre Enkelin zu und

strich ihr die Haare aus der Stirn.

Da erwachte das Kind und sagte nach wenigen Minuten
leise: „Oma, was war in der Nacht, sag' doch, Oma?“ Die Alte
senkte den Kopf, dann begann sie mit leiser Stimme zu reden.
Sie erzählte alles, ohne zu bedenken, daß ein kleines, achtjähriges
Mädchen vor ihr stand. Ihr ganzes von Leid und Sorgen über-
quellendes Herz schüttete sie dem Kinde aus, und als sie schloß,
sah sie die Enkelin mit großen, hilflosen Augen, wie um Hilfe
stehend an.

Das Kind senkte die Augen und sagte leise wie zu sich selbst:
„Aber hier bleiben kann ich doch nicht, ich schäm' mich ja so. Wenn
die Kinder in der Schule zu mir sagen werden: Deine Groß-
mutter war ja...!“

Die Alte zuckte zusammen.

„Wo sollen wir denn hin,“ schrie sie fast, und sah dabei das
Kind fragend an, „wir waren doch so glücklich hier, so glücklich
wir beide, trotz unserer Armut.“

„Wir gehen eben in ein anderes Dorf, wo uns niemand
kennt, aber hier bleib' ich nicht, nein, Oma,“ erwiderte die Kleine.
Sie wollte es sehr fest sagen, doch ihre Stimme zitterte und große
Tränen liefen über ihr Gesicht.

Da fügte sich die Alte.

Am selben Morgen packten sie ihre armseligen Sachen, und
als die Sonne hoch am Himmel stand, schloß die Frau die Tür
des Häuschens hinter sich zu.

So zogen die beiden von dannen.

Nach einer Stunde Wanderung kamen sie an einem Felde
vorbei. Die Schnitter und Schnitterinnen saßen auf dem Felde
und verzehrten gemächlich ihr Brot.

Beim Anblick der beiden lachten sie, und eine besonders große, übermütige Arbeiterin, ging auf die Alte zu und fragte höhnisch: „Wohin denn, liebe Lehrens, zieht ihr aus?“

Die Alte war blaß geworden. „Ja, antwortete sie, „ich will zu meiner Nichte hinüber ins Vergische.“ Sie nahm das Kind an die Hand und ging weiter.

Die Junge lachte und rief zu den anderen hinüber: „Mein Gott, als meine Mutter schon sechzig war, liebte sie noch den Branntwein und kam auch manchmal voll nach Hause. Deshalb zieht man doch nicht mit Kind und Kegel von dannen.“ Dabei streckte sie ihre Glieder und sah strahlend über die sonnigen Felder.

Die beiden waren weitergezogen.

Nach einer Weile machten sie halt, setzten sich auf die Erde, um ein wenig zu rasten.

Da plötzlich schlug die Alte die Hände vor's Gesicht und schluchzte zum Herzerbrechen. Das Kind sah verwundert die Greisin an und weinte dann leise mit. Aus der Ferne klang der fröhliche Sang der Schnitterinnen, die sangen von Heimat und Liebe, von Glück und Leben.

Das graue Leid sah vergessen am Wegrande und weinte.

Das Perlenhalsband.

Erzählung von
Wolfgang
Kiemer.

(Nachdr. verboten.)

Um die elfte Vormittagsstunde hielt vor dem Juwelengeschäfte Albert Jung in der Kronprinzenstraße ein rotlackiertes, geschlossenes Auto, dem rasch und behende ein schlanker Herr von vornehmer Neußeren und nach der neuesten Mode gekleidet entstieg. Nachdem er dem Chauffeur einige Worte zugerufen, betrat er das Geschäft, in dem der Juwelier und ein Gehilfe anwesend waren.

Albert Jung ging dem zweifellos den besten Ständen angehörenden Herrn entgegen und fragte höflich nach seinem Begehre.

„Von meinem Bekannten, dem Prinzen Selim-Hochburg erfuhr ich, daß Sie gerade gegenwärtig ein prächtiges Perlenhalsband zum Verfaufe hätten. Ich bin Freund und Kenner und bevorzuge besonders hervorragende Perlen, von denen ich bereits eine größere Sammlung besitze. Wollen Sie mir, bitte, das Halsband zeigen.“

Diese Worte sagten dem Juwelier, daß der Herr dem Hochadel angehören müsse, da er durch Prinz Selim-Hochburg, der in der Tat vor kurzem das seltene Schmuckstück besichtigt hatte, hiervon Kenntnis erhielt.

„Mit größtem Vergnügen stehe ich zu Diensten,“ sprach der Juwelier, „ich bitte um einen Augenblick Geduld.“ Er verschwand durch eine Tür in einen Nebenraum und kehrte gleich mit einer länglichen Kassette in der Hand zurück. Nachdem er das kunstreich angebrachte Geheimschloß geöffnet hatte, überreichte er sie dem Fremden, der mit einem Ausruf des Staunens und Entzückens die erbsengroßen, birnförmigen Perlen betrachtete, aus denen das Halsband bestand.

Lange betrachtete der Fremde den Schmuck und schien sich an dem Anblicke zu weiden; endlich rief er: „In der Tat, seltene Stücke, wie sie meine Sammlung kaum aufweist. Der Preis?“

„Hunderttausend Mark.“

„Das Halsband gefällt mir außerordentlich, aber der Preis ist mir doch zu hoch.“

„Ich bedaure . . .“

„Ich will nicht sagen, daß die Perlen den geforderten Betrag nicht wert sind,“ unterbrach der Fremde den Juwelier, „und ich werde mich entschließen müssen, denn diese prachtvollen Stücke dürfen meiner Sammlung nicht fehlen. Ich werde Ihnen einen Scheck auf die Zentral-Bank ausstellen und es steht Ihnen frei, sich telephonisch dort nach mir zu erkundigen. Graf Eichland.“

Der Juwelier verbeugte sich zustimmend und sprach: „Wenn Herr Graf gestatten, es ist das mein Geschäftsprinzip.“

Der Graf nickte und Albert Jung begab sich zum Telephon. Vom Direktor der Zentral-Bank erhielt er befriedigende Auskunft. Graf Eichland hatte bei der Bank ein größeres Konto stehen und würde ein Scheck, von dessen Hand ausgestellt, selbstverständlich anstandslos honoriert. Mehr wollte der Juwelier nicht wissen und insbesondere fiel es ihm nicht ein, sich eine Personenbeschreibung des Grafen geben zu lassen. Aber wenn auch, sie hätte bis aufs kleinste Detail auf den Fremden gepaßt, der das Perlenhalsband kaufen wollte.

Nun war das Geschäft bald gemacht.

Albert Jung empfing den Scheck und übergab dem Grafen die sorgfältig verpackte Kassette mit dem Schmucke, nachdem er den Mechanismus des Schloßes examined hatte. — Graf Eichland dankte und verließ, vom Geschäftsinhaber bis zur Tür begleitet, den Laden. Er bestieg das Auto, das sich sofort in Bewegung setzte. Albert Jung, der selbst Autobesitzer war, überflog mit raschem Blick, an der Glastüre des Ladens stehend, den Wagen des Grafen und sah, daß das eine Schutzblech stark verbaut und die rote Farbe an dieser Stelle wie weggekratzt war, offenbar rührte der Defekt von einem Zusammenstoß her.

Neue Kunden betraten den Laden, und, mit ihrer Bedienung beschäftigt, verging dem Juwelier eine Stunde. Dann machte er sich auf den Weg zur Zentral-Bank, um den Scheck des Grafen Eichland einzulösen.

Kurz, aber scharf prüfte der Kassierer, ein älterer Beamter, die Unterschrift, betrachtete dann aber, während sich in seinen Mienen Besorgnis spielte, den Namenszug genauer und nahm endlich, indes der Juwelier seinem Tun mit großem Staunen zusah, ein Buch von einem

Regal, schlug eine Seite auf und verglich die Unterschrift des Schecks mit der, die im Buche stand. In diesem Augenblicke wurde hastig die Türe geöffnet und Direktor Marx trat ein.

„Wenn Herr Albert Jung zur Einlösung . . .“ jetzt bemerkte er den Juwelier, den er persönlich kannte, „ah, da sind Sie ja, Herr Jung, wollen Sie mir bitte in mein Zimmer folgen.“

Der Kassierer überreichte dem Direktor den Scheck und bemerkte: „Ich habe die Unterschrift verglichen und glaube die auf dem Scheck, wenn sie auch ziemlich ähnlich ist, doch nicht als die des Herrn Grafen erkennen zu können.“

Der Juwelier war erblickt, während der Direktor zustimmend nickte. „Ganz recht, Herr Müller, Graf Eichland ist gerade bei mir, er weiß nichts von diesem Scheck.“

Wie betäubt und das ihm unglaublich Scheinende noch nicht recht fassen könnend, folgte Albert Jung dem Direktor und stand kurz darauf in dessen Arbeitszimmer einem Herrn gegenüber, der dem Halsbandkäufer aufs Haar glich und sich nach kurzen Worten als der rechte und einzige Graf Eichland erwies, der bei der Bank ein Konto hatte. Auch trug der Graf andere Kleidung und war bei näherem Betrachten etwas größer und schlanker.

Rasch fiel Wort und Gegenwort, und bald war kein Zweifel mehr, daß der Juwelier einem raffinierten Betrüger aufgesessen war. Der Umstand, daß er den Prinzen Selim-Hochburg nannte



General-Oberst von Hindenburg mit seinem Stabe.
Hindenburg.

und auch davon Kenntnis hatte, daß Graf Eichland bei der Zentral-Bank ein Depot besitze, hatte den Juwelier vollkommen beruhigt, denn angesichts dieser Sicherheit waren ihm nicht die geringsten Bedenken aufgestiegen.

„Nun, Herr Jung,“ sprach Graf Eichland, „ich interessiere mich sehr für kriminalistische Dinge und in diesem Falle besonders für meinen Doppelgänger, ich stelle mich Ihnen daher zur Verfügung. Wir wollen uns sogleich zur Polizei begeben und es wird sich in Erfahrung bringen lassen, ob ein rotes Auto die Stadt verließ oder nicht. Im letzteren Falle haben wir in der Stadt zu suchen, im ersteren aber nehmen wir gleich in einem anderen Auto die Verfolgung auf. Vielleicht ist uns bei raschem Handeln ein rascher Erfolg beschieden, denn der Vorsprung des Gauners kann nicht groß sein.“

„Herr Graf sind sehr gültig,“ erwiderte der Juwelier, der seine Tatkraft bald wiedergewonnen hatte, „wenn ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen darf, mit tausend Dank.“

Die Herren verabschiedeten sich vom Bankdirektor und fuhren zur Polizei.

In kürzester Zeit war der Polizeidirektor von dem Betrage unterrichtet, und schon wurde nach allen Posten der Stadt telephoniert, ob irgendwo ein rotes Auto beobachtet worden sei.

Inzwischen besprachen die Herren den Vorfall, tauschten Vermutungen aus, und Polizeirat Lehndorf, der von seinem Chef den Fall zugewiesen bekam, erkundigte sich bei Albert Jung nach allen Einzelheiten.

„Es trifft sich gut,“ meinte der Direktor, „daß Herr Graf gerade in der Stadt weilten. Die Bank hätte zwar die Vorsicht des Kassierers vor Schaden bewahrt, aber für Herrn Jung ist es von großem Vorteil. Bis die nötigen Depechen andern Falls gewechselt worden wären, hätte der Gauner reichlich Zeit gehabt zu verschwinden.“

Ein Beamter erschien und meldete, daß, laut telephonischer Nachricht gegen Mittag ein rotes Auto auf der Steinberger Landstraße die Stadt verlassen habe und hätte dieses Auto, ein verbogenes Schutzblech gehabt.

„Hallo, das ist unser Mann,“ rief Graf Eichland.

Zehn Minuten später fuhr des Grafen Auto im schnellsten Tempo gegen Steinberg zu. Neben dem Grafen und dem Juwelier hatten noch Polizeirat Lehndorf und zwei Detektivs im Wagen Platz genommen.

„Gegen diese Art Verlust gibt's keine Versicherung?“ fragte Graf Eichland.

Albert Jung verneinte und sagte: „Es ist weder Diebstahl noch Einbruch.“

In Steinberg war das in der Richtung Waldegg durchfahrende Auto auch gesehen worden, ebenso im Städtchen Waldegg, das es gegen Weitenburg verlassen hatte.

In Weitenburg nahm die Angelegenheit eine unerwartete Wendung, indem der dortige Polizeikommissar das fragliche Auto nicht nur gesehen, sondern auch erkannt hatte. Der rote Wagen gehörte dem Autofahrer der benachbarten Stadt Hartenau, und er kannte auch den Chauffeur, der heute den Wagen gelenkt hatte.

Nach einer halben Stunde hielt des Grafen Auto vor dem Hause des Autofahrers Mehlmann in Hartenau. Als die Herren durch das Haustor traten, sahen sie sofort im geräumigen Hofe

das rote Auto stehen und schon rief Albert Jung: „Kein Zweifel in diesem Auto ist der Schuft bei mir vorgefahren.“

Herr Mehlmann und sein Chauffeur bestätigten diese Angaben. Morgens gegen acht Uhr wäre ein fremder, ihnen unbekannter Herr gekommen und hätte das Auto zu einer Fahrt in die Residenz gemietet. Dort hätte er nur beim Juwelier Jung in der Kronprinzenstraße zu tun gehabt, worauf der Chauffeur ihn wieder nach Hartenau zurückfahren mußte. Weder Herr Mehlmann noch der Chauffeur hatten den Fremden gekannt, wenn auch letzterer behauptete, die Stimme wäre ihm merkwürdig bekannt vorgekommen, er müsse sie schon irgendwo gehört haben. Beide bestätigten auch, daß der Fremde diesem Herrn, womit sie Graf Eichland meinten, geglichen habe, als ob er dessen Zwillingbruder sei. Endlich konnten sie noch mitteilen, daß der Mann nach Bezahlung des Mietspreises, rasch auf der Straße, die nach Firstenstein, dem Schloß des Prinzen Selm-Hochburg führe, dahingegritten wäre.

Auf Aufforderung des Polizeirates nahm Herr Mehlmanns Chauffeur ebenfalls im Auto Platz, und die Herren setzten ihre Verfolgung gegen Firstenstein fort.



Nach dem Kampf:

Defizierung der Tapfersten eines Regiments mit dem Eisernen Kreuz durch den Oberst.

Nach kurzer Zeit trafen sie einen Steinklopfer am Wege; das Auto hielt, und auf Befragen erklärte der Mann ausführlich, daß er den beschriebenen Herrn zweimal gesehen habe, er könne sich genau erinnern, da nur wenige Menschen seit morgens die Straße passierten. Doch sei er nicht die Straße entlang gekommen, sondern ganz in der Nähe bei einem Fußwege aus dem Walde getreten und später, kurz nach Mittag, wieder dorthinein abgebogen. Er kenne ihn nicht, es sei kein Bewohner der Umgebung.

Wohin der Fußweg führe, fragte der Polizeirat.

Zu einer unbewohnten Köhlerhütte, war die Antwort.

Die Herren fuhren nun auf der Straße weiter und hielten auf des Polizeirates Befehl eine

Viertelstunde später vor einem einsamen Gehöfte, das hier an der Straße stand.

Ein alter Bauer war vor dem Hause mit Holzhacken beschäftigt. Dieser gab auf Befragen an, daß er keinen Herrn, auf den die Beschreibung passe, gesehen habe, obwohl er schon seit der Frühe vor dem Hause arbeite. Mit Ausnahme von einigen Bauern und Händlern wäre diesen Vormittag nur der Kammerdiener des Prinzen Selm von Firstenstein gekommen. Gegen sieben Uhr Morgens sei das gewesen und er habe einige Worte mit ihm gewechselt. Der Diener wollte einen Spaziergang in den Firstenwald machen und gegen Mittag zurück sein. Nach zwölf Uhr wäre er dann auch wieder aus dem Walde gekommen und heimwärts gegangen.

In diesem Augenblicke rief der Chauffeur des Fiakers Mehlmann lebhaft: „Meine Herren, ich bemerkte schon in Hartenau, daß mir die Stimme des Fremden merkwürdig bekannt vorgekommen sei. Nun möchte ich darauf schwören, daß es die Stimme und Sprache, wenn auch ein wenig verstellt, des mir persönlich bekannten Kammerdieners Seiner Durchlaucht gewesen ist.“

„Der Fritz?“ rief Graf Eichland.

„Gewiß.“

Der Polizeirat stellte eine Frage an den Grafen, und dieser erwiderte, daß er zwar nie auf Firstenstein, aber im Palais in der Residenz sehr oft des Prinzen Gast gewesen sei, und daß ihn dessen Kammerdiener sehr gut kenne. Erst vor kurzem hätten

sie von verschiedenen Geldangelegenheiten, von Bank und auch von Perlen, seiner Liebhaberei gesprochen und Prinz Selin hatte ihm von dem prachtvollen Perlenhalsband des Herrn Jung Mitteilung gemacht; ob der Kammerdiener damals anwesend war, erinnerte er sich nicht, doch hätte dieser die Bedienung der Gäste besorgt und sei den ganzen Abend ab und zu gegangen.

„Wie weit ist es zur Köhlerhütte?“ fragte der Polizeirat den Bauer.

„Eine leichte halbe Stunde.“

Das Auto mußte hier warten und die Herren stiegen durch den Wald zur Köhlerhütte hinauf, deren Türe sie verschlossen fanden. Da das Schloß aber nicht mehr im guten Zustande war, gelang es den beiden Detektiven leicht es zu öffnen. In der Hütte befand sich außer einer Feuerstelle nur ein kleiner Lederkoffer.

„Wie kommt denn der daher?“ erstaunte sich der Bauer, „vor zwei Wochen war ich heroben, als mich ein Wetter im Walde erwischte, da war der Koffer noch nicht da und die Hütte nicht verschlossen.“

Der Koffer konnte mit leichter Mühe geöffnet werden und nun entrang sich dem Juwelier ein lauter Ruf der Überraschung. Der Inhalt bestand aus einem Herrenanzug, einem ganz neuen Zylinder und aus einem in ein Papier gewickelten falschen Barte, wie ihn Graf Eichland trug.

Die Kleidung des Gauners, riefen der Juwelier und der Chauffeur wie aus einem Munde. Noch einen länglichen Gegenstand förderten die Detektiven zu Tage und abermals rief Albert Jung erstaunt: „Die Kassette, das Halsband.“ Rasch öffnete er sie, aber — sie war leer. Mit enttäushtem Gesicht starrte er auf die rot-samtene Unterlage, aber der Polizeirat meinte ermutigend: „Herr Jung, ich glaube, wir werden auch die Perlen bald haben. Ein Zweifel an der Person des Täters ist ganz ausgeschlossen und daher so rasch als möglich nach Firsenstein.“

Die Herren machten sich an den Abstieg und nahmen den Koffer mit seinem Inhalt mit. Bald darauf ratterte im schärfsten Tempo das Auto dem Schlosse des Prinzen Selin-Hochburg zu.

Der Prinz kam gerade von einem Spazierritte zurück, als das Auto auf der Rampe vorfuhr. So gleich erkannte er den Grafen.

„Graf Eichland willkommen, welchem Umstände verdanke ich diese Überraschung?“

Der Graf stellte die Herren vor und in Zeit weniger Minuten war der Prinz von dem Ereignis dieses Morgens unterrichtet.

„Donnerwetter“, rief er peinlich überrascht, „und täuschen sich die Herren nicht?“

„Durchlaucht, jeder Zweifel ist ausgeschlossen, wir sind auf der rechten Fährte,“ antwortete der Polizeirat.

„Nun denn, Herr Rat,“ sprach der Prinz kurz, tun Sie Ihre Pflicht.“

Im Vestibül des Schlosses trat den Herren ein höfliches nichtsagendes Lakaienlächeln auf dem Gesichte, der Kammerdiener, der bereits wieder seine Livree trug, entgegen. Als er aber den Juwelier, den Grafen und den Chauffeur erkannte, suchte er zu zögern und seine Züge nahmen eine aschfahle Färbung an. Unwiderstehlich trat er einen Schritt zurück, aber schon war der Polizeirat bei ihm und erklärte ihn für verhaftet.

Der Mann hatte sich vollkommen sicher gefühlt und, als ihm auch noch der Koffer und die Kassette vorgewiesen wurden, da legte er ganz gebrochen ein volles Geständnis ab. Das Perlenhalsband wurde auf seinem Zimmer im Geheimfach eines zweiten Koffers gefunden, und mit einem tiefen Aufatmen nahm Albert Jung sein kostbares Eigentum wieder an sich.

Wenig später wurde der Kammerdiener, der früher einmal Schauspieler gewesen war, in einem geschlossenen Wagen des Prinzen dem nächsten Gerichte überliefert. Graf Eichland nahm die Einladung des Prinzen einige Tage auf Firsenstein zu verbringen an, und der Polizeirat und der Juwelier fuhren nach kurzem Aufenthalte in des Grafen Auto, das dieser ihnen abermals zur Verfügung stellte, in die Residenz zurück.

„Sie hatten großes Glück,“ sprach der Polizeirat auf der Heimfahrt, „denn nur einer Reihe von außerordentlich günstigen Umständen und dem etwas plumpen Vorgehen des Schwindlers

haben wir es zu danken, daß sich des Rätsels Lösung viel schneller fand, als wir im besten Falle annehmen durften. Der schlaue ausgedachte und ebenso ausgeführte Plan war das Stüd eines Anfängers, der Kleinigkeiten, die zum sichersten Verräter werden können, keine Achtung schenkt.“

„Ich kann ihm deshalb nicht böse sein,“ antwortete lachend der Juwelier. . . .

Der Feuerwurm.

Humoreske von Werner Gronville Schmidt.)

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Man kann nicht gerade sagen, daß diese Überraschung eine angenehme Wirkung ausübte. Marga sprang mit einem Schreckensschrei und dem Ruf: „Papa, wie entsetzlich, ein Feuerwurm!“ — „Ich geh' nicht wieder in die Küche!“ vom Stuhle auf und machte Rienen, in den Garten zu flüchten.

Auch die beiden Männer schienen über solch unerbetene Gäste wenig erbaut zu sein.

„Scht, ruhig!“ mahnte Körting ängstlich seine Tochter. „Du machst durch dein Geschrei noch Mrs. Norman aufmerksam. Wenn sie erfährt, daß wir hier Feuerwürmer haben, ist sie imstande und zieht sofort aus!“ — Hannes, auch du verrätst kein Sterbenswörtchen, hörst du!“ wandte sich der Medizinalrat in beinahe flehendem Tone an sein Faktotum.

„I, wo werd ich denn, Herr Doktor!“ protestierte der Alte beleibt.

„Wir dürfen doch die olle reiche Witwe nicht rauskeln. Sei'n Sie man nich ängstlich! — Ich geh' nachher zum Kammerjäger; dann woll'n wir die vertrackten Biesterz woll wieder loswerden.“

Diese tröstliche Aussicht beruhigte den Medizinalrat etwas und er unterhielt sich bis zum Schluß des Essens angeregt mit dem Assistenzarzt über die Abwehrmittel, die man gegen diese schwarzen Eindringlinge in Zukunft anwenden wollte.

Hannes hatte Auftrag erhalten, in der Kellerrüche nach weiteren Feuerwürmern zu fahnden, erzielte aber ein negatives Resultat, da die flinkbeinigen Käfer sich am Tage meistens an unzugänglichen Plätzen versteckt halten.

Leider hatte der Kammerjäger erst am nächsten Tage Zeit; aber der Medizinalrat klammerte sich an die Möglichkeit, daß der

von Hannes dingfest gemachte Feuerwurm sich nur zufällig in das Sanatorium verirrt hatte.

Gegen Abend, die ersten Schatten der Dämmerung jentkten sich über Villa und Park, hörte man plötzlich aus dem Zimmer der reichen Amerikanerin gellende Hilferufe.

Nichts Gutes ahnend, stürzten Doktor Körting und sein Assistenzarzt die Treppen zum Obergeschoß empor.

In dem Zimmer der Pensionärin bot sich ihnen ein unerwarteter Anblick. Mrs. Norman hatte sich auf einen Stuhl geflüchtet, hielt ihr Kleid hoch gerasst und schrie aus Leibesträften um Hilfe.

Mitten im Zimmer aber, saß still und unbeweglich ein großer, schwarzer Feuerwurm. „Noch einer! — Nun ist alles verloren!“ stöhnte Körting verzweifelt und blieb an der Türschwelle stehen. Er hatte nämlich auch keine Erfahrungen inbezug auf den Fang dieser Tierchen. Glücklicherweise war auch Hannes durch den Lärm angelockt worden. Mit kundiger Hand fing er den schwarzen Störenfried, um ihn an einem stillen Orte zu extrahieren.

Mrs. Norman aber war noch nicht zu bewegen, von ihrem erhabenen Standpunkte herabzusteigen. Sie jammerte noch fortwährend: „O, die große Käfer! — Die terrible große Käfer!“

Erst als Hannes auf Körtings Befehl in alle Ecken geleuchtet hatte und unter Bett und Schrank nichts Verdächtiges gefunden hatte, beruhigte sie sich etwas. Körting versprach ihr, so schnell wie nur irgend möglich, den Kammerjäger kommen zu lassen. Er wendete seine ganze Beredsamkeit auf, um sie zu beruhigen und zum Bleiben zu veranlassen.



Deutsche Feldwache

vor der eroberten russischen Stadt Wladislawow.

Als er nachher mit seinem Assistentenarzt die Treppen hinunterstieg, meinte er ingrimmig:

„Diese Feuerwürmer hasse ich! — Jawohl, daß ist der richtige Ausdruck dafür! — Wollte Gott, diese Nacht wäre erst vorüber und der Kammerjäger da.“

Doktor Herbert Brandeis hatte diese Nacht einen äußerst unruhigen Schlaf. Bald träumte ihm, er saß mit seiner Marga in dem versteckten Pavillon und machte Jagd auf Feuerwürmer; dann wieder traten Hannes und die reiche Witwe Hand in Hand an sein Bett und stellten sich ihm als glückliches Brautpaar vor. Es mochte wohl Mitternacht vorüber sein, als er aus seinen äußersten Träumen jääh emporstreckte.

Hatte nicht eben jemand an seine Tür geklopft? — Er lauschte. Richtig, da klopfte jemand kräftig gegen die Tür, und nun vernahm er auch Hannes' Stimme: „Herr Doktor, kommen Sie doch mal schnell nach der ollen Witwe. Sie kommt in ihrem Zimmer um, als wenn sie püßtscherich geworden is!“

Mit einem wenig parlamentarischen Kraftausdruck sprang Brandeis aus dem Bett und fuhr in die Kleider.

Das konnte ja noch nett werden! — Hatte sie am Ende gar noch einen Feuerwurm entdeckt? — Die Gedanken kreuzten sich in seinem Hirn, als er die Treppen hinaufeilte. Mrs. Norman lag in ihrem Bett und stöhnte und jammerte zum Erbarmen.

„O, Doktor, lieber Doktor — beste Doktor, helfen Sie mir!“ schluchzte sie, als sie des jungen Arztes ansichtig wurde. „Retten Sie mich! — nur noch diese eine Mal!“

„Ja, was ist Ihnen denn, meine Gnädigste? Wo fühlen Sie denn Schmerzen?“

forstete Brandeis nun doch ernstlich besorgt. Er wußte nämlich, daß Hannes der Amerikanerin trotz strengen Verbotes manchmal Ledereien besorgte. Der sonst so brave Bursche hatte aber eine große Schwäche für die Goldstücke der „ollen, reichen Witwe“ und ermöglichte es ihr daher zuweilen, Verstöße gegen die angeordnete Diät zu begehen. Brandeis vermutete nun, daß hier wieder Kognak-Kirschen im Spiele waren.

„Wo tut's also weh?“ examinierte der junge Arzt etwas energischer, und als die Patientin nur mit den Händen wild auf der Decke hin und her fuhr, fragte er streng: „Sie haben doch nicht schon wieder genascht? — Sagen Sie es; sonst kann ich Ihnen nicht helfen!“

„O no, liebe Doktor — certainly not!“ beteuerte Mrs. Norman und aufschluchzend fügte sie hinzu: „Die große Käfer tut es! — O, wie sie krabbelt — hier!“

„Was?“ entfuhr es Brandeis und sein Gesicht nahm einen wenig geistreichen Ausdruck an. „Sie wollen doch nicht behaupten, Sie hätten — ja, ich habe Sie wohl gar nicht richtig verstanden?“

„Doch, die schwarze Käfer!“ — Eine ugly Feuerwurm als Sie es nennen!“ weinte Mrs. Norman erneut auf. „Ich glaubte, ich hätte geträumt, daß ich hätte verschluckt im Schlaf eine Käfer. Yes, aber nun daß ich wache, fühle ich, daß ich wirklich hab verschluckt eine Käfer. — O, wie sie wieder krabbelt! — Liebste, allerbeste Doktor, machen Sie die Käfer wieder raus!“

„Aber meine Gnädigste!“ protestierte Brandeis, „Sie täuschen sich wirklich. Es ist ganz unmöglich, daß Sie einen Feuerwurm verschluckt haben. — Und selbst gesetzt den Fall, Ihre Vermutung träfe zu, so könnte das Tier keinenfalls mehr in Ihrem Magen leben. Sie geben sich bestimmt einer Selbsttäuschung hin.“

„So, wenn ich die Käfer aber krabbeln fühle!“ beharrte die Amerikanerin eigensinnig. Brandeis war ratlos. Kein Zweifel, es handelte sich hier um eine Autosuggestion, wie man sie bei sehr nervösen Menschen häufiger beobachtet. Mrs. Norman hatte lebhaft geträumt und beim Erwachen wurde es ihr zur fixen Idee, daß sie den imaginären Feuerwurm wirklich verschluckt hatte. Sie sprach auch nicht die Unwahrheit, wenn sie behauptete, das Tier wirklich im Magen hin und her wandern zu fühlen. Wie

sollte man diese eigenartige Autosuggestion nun bekämpfen? Es blieb dem jungen Assistentenarzt nichts anderes übrig, als den Medizinalrat selbst heraufbitten zu lassen.

Körting versuchte es durch gütiges Zureden; aber er mußte bald erkennen, daß die Patientin Vernunftgründen nicht zugänglich war.

Sie wurde sogar bitterböse, als der Medizinalrat sie überzeugen wollte, daß alles nur auf nervöser Einbildung beruhe. Körting rang verzweifelt die Hände. „Was machen wir nur mit dem Weib?“ ächzte er ganz konsterniert. Im Geiste sah er seine letzte Pensionärin schon auf Nimmerwiedersehen der Konkurrenz vom Kurhotel in die Arme laufen. Endlich hatte er eine Idee.

„Wir applizieren ihr ein Vomitiv. Wenn sich dann Brechreiz einstellt und sie sieht, daß kein Käfer zu Tage gefördert wird, wird es ihr wohl klar, daß der verschluckte Feuerwurm nur in ihrer Phantasie existiert.“

Der Vorschlag kam auch zur Ausführung; aber als nach erzwungenem Brechreiz kein Käfer sichtbar wurde, erkannte Körting, daß er nun vom Regen in die Traufe gekommen war. Mrs. Norman wimmerte nun zum Herzerbrechen: „Nun krabbelt die Käfer noch viel mehr! Ich will zu die Professor in die Kurhotel! — Yes noch diese Nacht! — Ich will nicht sterben in Germany, weil Sie nicht fangen die Käfer! — O, it is terrible!“

Ein krampfartiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Körting blickte finster zur Erde nieder. „Was nun?“ knirschte er zwischen den Zähnen. „Ich kann doch dem übergeknappten

Weibsbild keinen Käfer aus dem Magen holen, wenn gar keiner darin ist.“

Er biß die Zähne aufeinander, um seine Erregung hinabzuschlucken. Wenn Mrs. Norman darauf bestand, mußte er vielleicht doch noch den Professor vom Kurhotel zuziehen. Na, dann war sie ihm so gut wie verloren.

Auch Brandeis blickte sinnend auf die Amerikanerin, die sich alle Augenblicke stöhnend im Bette wand und flehentlich bat, sie doch endlich von dem Feuerwurm zu erlösen.

Plötzlich zuckte ein heller Schein über sein offenes Gesicht und er zupfte den Medizinalrat leise am Arm. (Schluß folgt.)



Verwundetentransport auf Lazarettflößen.

Das eine aber kniet und weint.

Zwei Kinderaugen schau'n mich, ach, so traurig an,
Und Kinderlippen zitternd fallen:
„Mein Vater ist in Feindesland gefallen.“

Ich steh' und weine mit des Kindes Schmerz. —
Da geht ein Trösten durch das Kinderherz.
Stumm sind die Kleinen all zu uns getreten,
Und eines flüstert: „Fräulein, komm, wir wollen beten.“

Ein Ave für den toten Kriegermann
Aus achtzig Kinderherzen steigt's vereint —
Das eine aber kniet und weint. Auguste Bayer.

Unsere Bilder.

Prinz Maximilian von Hessen, der kurz vor Vollendung seines 20. Lebensjahres auf den Schlachtfeldern Nordfrankreichs den Heldentod erlitt, war als zweiter von den sechs Söhnen des Prinzen Friedrich Karl von Hessen und der Prinzessin Margarete von Preußen, der jüngsten Schwester unseres Kaisers, am 20. Oktober 1894 zu Rumpenheim geboren.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Umsonst zu sterben lieb' ich nicht,
Doch lieb' ich zu fallen am Opferhügel
fürs Vaterland,
Zu bluten des Herzens Blut fürs Vater-
land!

*

O, daß du nicht unwillig bist,
Wenn Gott, der in die Zukunft blickt,
Dir schweres Leid und Tränen schickt;
Denn weiß's zu deinem Heile ist,
Schickt dir der Herr nur Leid und Schmerz
Und führet dich so himmelwärts.

Die Tiroler im Felde. In dem Feld-
postbrief eines Tiroler Fähnrichs heißt es:

„Wir hatten gegen Truppen des
Moskauer Korps ge-
kämpft. Als die
Schlacht beendet
war, da donnerte
über das Feld ein
vieltausendstimmig-
es Hurra; daran
schloß sich ein Zuch-
zer der Tiroler Trup-
pen, wie es harmo-
nisch volltönender
und reiner wohl
noch niemals in den
Tiroler Bergen ge-
klungen haben mag.
Die Soldaten um-
armten sich vor Freu-
de über den ersten
Erfolg. Als Sieges-
beute fielen 16 Ge-
schütze und viele Ge-
fangene in unsere
Hände. Am nächsten
Morgen überschrit-
ten wir die russische
Grenze, hatten auch
in den nächsten fünf
Tagen schwere
Kämpfe mit den
Russen zu bestehen.
Die Menage konnte
erst in der Nacht zu-
gefahren werden.
Uns schmeckte aber
das Kraut vom Fel-
de, mit etwas Salz
gewürzt, großartig;
auch frische Erbsen
vom Felde mundeten
uns sehr gut. Abends gruben wir uns ein
Loch und schliefen nach den Anstrengungen
des Tages trotz des unaufhaltenden Ra-
nonendonners recht gut. Der Stimmung
der Truppen entsprechend, wurde allerlei
Mollotria getrieben. Man sollte einmal die
Tiroler im Felde sehen. Wenn's zum
Sturme geht, dann setzen sie als Zugabe
noch mit ihren Zuchzern ein. Liegt der
Tiroler in der Feuerlinie, so raucht er seine
Pfeife und schießt drauf los, als wär's am
Scheibenstand. Gibt es dann einmal einige
Stunden Rast, so dauert es nicht lange,
und es ist eine kleine Rauferei im Gange.
Wenn es Abend wurde, wenn dann aus
hundert Schlünden Feuer aufblitzte,
der Feuerschein brennender Dörfer die
Nacht erhellte, die Schrapnells gleich kleinen
Leuchtkugeln kreisten, so war das, wenn auch
schauerlich, doch schön.“

Den Truppen wird im Felde auch von
den Vorgängen auf den anderen Kriegs-
schauplätzen Mitteilung gemacht, auf ganz
originelle Weise. So hieß es einmal im
Kompagniebefehl: „Die 3. Kompagnie

stellt die Feldwachen aus. — Der Papst ist
gestorben. — Sieg der Deutschen in Nord-
frankreich. — Sieg der Oesterreicher an der
Sava. — Morgen Brot- und Munitions-
faffung. — Morgen große Sonnenfinster-
nis.“ — Wir waren nicht ganz ohne Nach-
richten aus der Welt, wenn sie uns auch
etwas lunterbunt serviert wurden.

Man muß sich zu helfen wissen! Ein
bei Ausbruch des Krieges in Frankreich
verbliebener ungarischer Staatsbürger, der
jetzt dort als Kriegsgefangener behandelt
wird, schrieb dieser Tage laut „Frankf.
Ztg.“ einen deutschen Brief an seine Eltern,
in welchem er versicherte, daß er gesund
sei und sich, um von der Zensur nicht be-
lästigt zu werden, in folgender origineller
Weise nach dem Stand der Dinge im Hei-
matland erkundigte: „Wie befindet sich die
Tante Haboru, und was macht der Onkel
Gyözelem?“ (Haboru, ungarisch, bedeutet

Dienstmädchen: „O ja, besonders in den
letzten Tagen, gnädige Frau . . . da hab'
ich 'n häufig seufzen hören.“

Im Durchgangswagen. Als der Zug
anhalt, rief eine alte Dame, die des Reisens
ungewohnt war, im Durchgangswagen
den Schaffner an und fragte: „Schaffner,
aus welcher Tür muß ich aussteigen?“ —
„Aus irgendeiner,“ antwortete der Schaff-
ner, „der Wagen hält an beiden Enden.“

Aus der Schule. Lehrer: „Wer von euch
weiß, warum die Fische stumm sind?“ —
Der kleine Hans: „Machen Sie mal den
Mund auf, Herr Lehrer, wenn Sie mit
dem Kopf im Wasser sind.“

Unbedacht! Prof. Professor: „Heutzutage
drängt alles nach der Univerſität. Zu
meiner Zeit studierte nicht jeder Schach-
kopf; ich war in meinem ganzen Bezirke
der einzige.“

Der kluge Hospitalarzt tritt in den

Krankenſaal mit ei-
ner Kanne Tee:
„Wer hat heute
nacht so stark ge-
hustet?“ — Alle:
„Ja, Herr Doktor,
ich!“ — Arzt (zum
Wärter): „Dann
reicht der Tee nicht
aus, da müssen wir
kalte Abwaschungen
machen! Also wer
hat gehustet?“ —
Alle (einstimmig):
„Der Müller war
es!“ — Arzt: „So-
dann friert der den
Tee!“

Verstreut. Pro-
fessor (läutend):
„Katharine, sehen
Sie doch 'mal! Hier
im Zimmer muß die
Kage irgendwo ste-
hen, ich höre die
Kage so erbärmlich
miauen!“ — Katha-
rine: „Aber, Herr
Professor, Sie sitzen
ja auf ihr!“

Ganz einfach.
Förster (zum Sonn-
tagsjäger): „Wie
kommt es, daß Sie
so oft Treiber treif-
en, Hasen aber
nie?“ — Sonntags-
jäger: „Ja, wissen
Sie, die Treiber



Die Herren Verschönerungsrate im Felde.

Krieg, und Gyözelem Sieg.) Hoffentlich
erreichte ihn die Antwort, die lautete:
„Tante Haboru ist gesund, und Onkel
Gyözelem besucht uns sehr oft!“

Wohltätig. Prinzipalin (die den kranken
Buchhalter besucht): „Sie haben da einen
Laubfrosch, wie ich sehe, lieber Müller.
(Wohlwollend) Solange Sie krank sind
und nicht für ihn sorgen können, werde
ich Ihnen jeden Tag durch das Dienst-
mädchen einige Fliegen schicken.“

In der Bierbrauersfamilie. „Warum
ist denn um die Photographie des Onkels
ein Trauerflor gewunden; ist der gestorben?“
— „Nein . . . Abstinenzler ist er geworden!“

Beweis. Vorstand einer äußeren Dienst-
stelle zum Inspektionsbeamten: „Ueber die
Nasen ärgern sich doch nur die, welche sie
erteilen. Sonst wären die Herren drinnen
bei der Direktion nicht alle so mager, und
wir da heraus so dick!“

Zweifelhafte Sehnsucht. Hausfrau:
„Hat mein Mann große Sehnsucht nach
mir gehabt, während ich verreist war?“ —

sind aber auch viel größer!“

Rätsel.

Ein buntgeschmücktes, altes Wesen,
Das alles möglich machen kann,
Unsinzig, wie noch nichts gewesen
Und ein entsetzlicher Tyrann.
Dabei geschäftig von Jung und Alten;
Doch wollen's Letzte nicht gestehn;
Reicht manche Stirn in tiefe Falten
Und hat's auf Lust doch abgesehn.
Der Zeichen Erstes stell' ans Ende,
So wird etwas gar Ernstes draus.
Wir haben's alle und wer's fände
Nicht mehr, mit dem wär's gründlich aus.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Nachstelze.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredeben (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Bredeben & Kellen, Essen (Ruhr).